

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 4

Artikel: Ein müder Patriot
Autor: Sidler, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073472>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN *Mädel* PATRIOT

von FRANZ SIDLER

Diese Erzählung wurde in unserem Kurzgeschichten-Wettbewerb
mit dem 2. Preis ausgezeichnet

Wo der Grenzzipfel des Basellandes mit seinem Dorfe B. ohne sichtbaren Unterbruch in die Wiesen- und Kornfelder des elsässischen Leimentals übergeht, ist der Boden nicht besonders freigiebig, aber er hat doch in aller Stille die Beharrlichen unter den Bauern zu einem fühlbaren Vermögen kommen lassen. Als einer der Beharrlichsten galt Onkel Paul. Er war nicht etwa geldgieriger als andere Leute, aber sein Sparbuch auf der Basler Kantonalbank betrachtete er immerhin mit verschämt Stolz als etwas, das Macht besaß. Doch der Himmel, so fand er, sei wohl noch mächtiger; eine Auffassung, die ihn durchaus nicht von der Notwendigkeit zu überzeugen vermochte, mehr als dreimal des Jahres die schwerflüssigen Predigten seines Nachbarn, des Pfarrers, anzuhören. An Ostern, Pfingsten und Weihnachten zog er ein weißes Hemd mit gestärkter Brust und sein bestes Sonntagskleid aus schwarzem Tuch an, und gleichzeitig mit den Alltagskleidern versuchte er auch alles Alltägliche und Kleinliche in der Schlafkammer

abzulegen. Auf dem kurzen Weg zur Kirche war er ehrlich bestrebt, sogar zu einer innern Andacht zu gelangen, aber – welcher Teufel mochte dahinter stecken? – jedesmal, wenn er das Kies des Kirchweges unter seinen Füßen knirschen hörte, kam ihm mit unfehlbarer Gewissheit die Holzrechnung in den Sinn, welche ihm der Pfarrer seit Jahren schuldig geblieben war. Das trübte seine Bereitschaft zur Frömmigkeit beträchtlich, denn dieses sonderbare Verhalten eines Geistlichen kam ihm nicht genügend christlich vor. Er wußte natürlich, daß sein Denken ebenfalls nicht ausgesprochen christlich war, und das plagte ihn. Doch so oft er dem Pfarrer begegnete, sah er gleichzeitig auch schön aufgeschichtet und immer noch unbezahlt einen Ster Buchenholz aus dem Unbewußten heraufwachsen.

Trotz dieser Knausrigkeit vertraute er weniger der Macht seines Sparbuches, als den Mächten des Himmels. Und das hingegen beruhigte ihn stark.

Er nahm mit schönem Gleichmut die schlech-

ten Jahre so selbstverständlich hin wie die guten; er sah in manchem Frühling seine Kirschbäume erblühen und erfrieren; er erlebte Glück und Unglück auf seinen Äckern und im Stall und er erfuhr in den fast siebzig Jahren seines Lebens, daß weder das Gute noch das Böse auf dieser Welt Bestand hat. Das alles sah und dachte er ganz für sich allein, ja es fiel ihm nicht einmal ein, andere zu einer ebenso weisen Lebensanschauung zu bekehren.

Onkel Paul galt – was leicht zu verstehen ist – keineswegs als ein Anhänger des technischen Fortschrittes. Die Pneu-Räder am großen Brückenwagen zum Beispiel, zu denen ihn eine Basler Studentin im Landdienst mit einem lieben Lächeln verführt hatte, schienen ihm beinahe schon ein zu weitgehendes Zugeständnis an die neue Zeit. Er entschuldigte denn auch seine törichte Anwandlung mit der Hoffnung, wenigstens Max und Susi, seinen beiden Pferden, eine kleine Freude zu machen und eventuell auch seinen beiden Schwestern Sophie und Marie, die womöglich noch modetoller waren als er, da sie beinahe alle zehn Jahre einen neuen Hut als eine nicht länger zu umgehende Anschaffung erklärt hatten. Es blieb dem Onkel nichts anderes übrig als vor soviel Verschwendung und Begehrlichkeit den Kopf zu schütteln. Frauen waren – was ja die Sache mit den Hüten wieder einmal hinreichend bewies – sehr rätselhafte Geschöpfe.

Ob die Frauen, diese rätselhaften Geschöpfe, ob ihre Liebe in seinem Leben eine bedeutende Rolle gespielt hat, ist nicht leicht zu sagen. Man weiß nur, daß er zum Erstaunen seiner drei ältern Geschwister im Alter von 25 Jahren plötzlich (d. h. nach einer Kirchweih in Delsberg) anfing, eines Samstagabends die dicke silberne Uhrenkette umständlich zu polieren und den jägergrünen Sonntagskittel anzuziehen. Man erfuhr ferner, daß er in dieser feierlichen Aufmachung nicht etwa in den «Sternen», sondern zu Fuß über den Blauen nach Röschenz wanderte, was als untrügliches Anzeichen für kommende Schwierigkeiten zu verstehen war, das Verdacht erregte und zu schweren Bedenken Anlaß gab, denn der mächtige Rat der Geschwister fand eine Heirat des Jüngsten nicht zweckmäßig und deshalb überflüssig. Die Gründe lagen sonnenklar auf der Hand. Erstens konnte die Arbeit im Hause von den beiden bereits anwesenden Frauen mit Leichtigkeit bewältigt werden.

Zweitens – so wußte es der Krämer Hansi – war das Mädchen irgendwo hinter dem Blauen daheim und infolgedessen keine Landschäftrerin. Und drittens sei es die Tochter eines Maurers, der freilich – das konnte nicht bestritten werden – nebenbei noch ein wenig Landwirtschaft betrieb.

Der Familienbeschuß war jedenfalls wohl begründet und unwiderruflich. Paul kannte die ungeschriebenen Gesetze der bäuerlichen Tradition und er lehnte sich nicht dagegen auf, sondern stieg wortlos ein letztes Mal in seinem Sonntagskittel über den Blauen zu der großen Linde oberhalb Röschenz. Ob es damals Tränen gab, ob das verletzte Herz rebellierte, ob sich ein Abgrund des Leides vor den beiden Liebenden auftat, das erfuhr niemand. Die Bauernkinder ließen sich (damals?) noch nicht so leicht in die verborgenen Herzkammern blicken. Sie hätten wahrscheinlich mit nicht geringem Befremden zugeschaut, wenn ein heutiger Psychologe die längste Zeit versucht hätte, wie ein Käfer an der Außenseite ihrer Seele herumzukrabbeln, ohne je auf den Kern zu gelangen.

Man sprach also nicht mehr von dieser Liebesgeschichte. Aber seine Schwester Sophie, welche die Kleider reinigte, wußte, daß Paul eines jener schönen asymmetrischen Lindenblätter in seinem schwarzen Wachstuchheftchen mit sich herumtrug, bis es, ausgedörrt, in kleine Stücke zerfiel! Eine andere Frau hat er nie kennen gelernt ...

Diesem Mann kamen alle lauten, äußern Ausbrüche des Gefühls höchst verdächtig vor. Waren eines Tages die beiden Spanier Don Juan und Don Quijote ins Dorf geritten, jene zwei berühmten Männer, welche es sehr liebten ihr Seelengefieder aufzuplustern, sie hätten sich in der Haut des Onkels ziemlich sicher nicht wohl gefühlt. Er schien überhaupt kein Seelengefieder zu besitzen, verschloß sich nach außen, hatte aber doch auch seine Freuden, stillere Freuden, die zudem nicht fad und schal werden konnten, weil sie sich an einfachen Dingen des täglichen Lebens immer wieder nährten: an den tausendfältigen Schönheiten der Tiere, der Wiesen, Reben und Wälder, den Spielen des Windes und der Wolken. Er fand das Leben schön, und wenn er «schön» sagte, hatte das bei ihm noch seinen herkömmlichen Sinn. Mit Wörtern wie herrlich, reizend, entzückend usw. wußte er nicht das geringste anzufangen. Und die romantisch veranlagten Da-

men aus Basel, die an Sonntagen gelegentlich in B. vorbeispazierten und im Gebrauch solcher Wörter eine erstaunliche Leichtigkeit zeigten, kamen ihm mit ihrem verlogenen städtischen Gefühlsluxus ziemlich komisch vor.

Seiner Ansicht nach war das Schweigen die einzige zufriedenstellende Art des Redens, weil er sich sagte: wer schwatzt, der muß notgedrungen lügen, weil er sich dann gar keine Zeit nimmt, die richtigen Wörter zu finden.

Die große Politik schien ihn gerade deshalb nicht besonders zu interessieren. Er bezeichnete sie stets als Lug und Trug von vorn bis hinten. Im Ersten Weltkrieg hatte er weder für die Deutschen noch für die Franzosen Partei genommen, und wenn er seit dem Jahre 1918 als Jaucheschöpfer zwei deutsche Stahlhelme verwendete, die als Strandgut des Krieges in B. angeschwemmt worden waren, und welchen er seitlich lange Stiele eingesetzt hatte, dann tat er es nur deshalb, weil die Visiere der deutschen Helme zum Ausgießen der Jauche bedeutend besser geeignet waren, als die französischen.

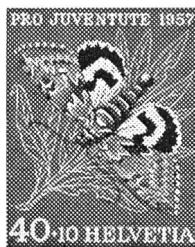
Die Jahre des Friedens holpern auf dem Karrengeleise der Politik dahin und schienen nichts anderes zu tun, als einem Zweiten Weltkrieg entgegen zu treiben, denn viel zu oft sprach man vom Frieden, während man nichts anderes im Sinn hatte als den Krieg.

Onkel Paul war unterdessen alt und einsam geworden. Nur die jüngere der beiden Schwestern lebte noch. Ihrer Ansicht nach konnte er auch in der Ortswehr als Vaterlandsverteidiger nicht mehr auf rühmliche Weise in Erscheinung treten, denn seine dunkelblaue Montur hatten die Motten trotz Zeitungspapier, Kampferkugeln und Pfeffer zu einem guten

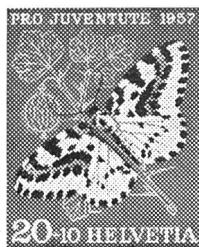
Teil aufgefressen. Mit der kleinen Wehmut des alten Soldaten glänzte er die matten Messingknöpfe, die ihm geblieben waren, und legte sie wie kostbare Goldstücke in eine kleine gemalte Truhe. Es schien aber, als hätte er mit diesen Erinnerungen an die militärische Vergangenheit auch jedes Interesse an der Gegenwart in der Truhe verwahrt. Von seinem Feierabendbänklein aus sah er ohne spürbare Teilnahme junge Wehrmänner einrücken und Truppenverbände vorüberziehen. Er las immer noch aufmerksam die Zeitung, doch das politische Gespräch im Dorfe, das von Tag zu Tag lauter wurde, ertrug er jetzt noch viel weniger als früher. Fortan schwieg er. Er schwieg sogar in den kritischen Tagen im Mai 1940, als manche Städter mit hochbeladenen Autos landeinwärts flohen: Der Alte fand es lediglich einigermaßen spaßig und vielleicht ein wenig traurig, daß es nach der Landflucht nun auch noch eine Stadtflucht geben sollte.

Selbst am Samstagabend, wenn er wie die andern alten Männer zum Haarschneider ging, mochte er sich nicht in die heftigen Gespräche über die Weltpolitik einmischen. Nur einmal schien der alte Bauernschalk in ihm wieder auszubrechen, als er nebenbei erwähnte, er habe jetzt seinem Eber einen damals bekannten deutschen Namen verliehen. Aber er lachte nicht dazu. Wenn sein rötlicher Wochenbart abgeschabt und die Weltlage unter Führung des Coiffeurs erschöpfend besprochen und neu eingerichtet war, ging er in diesen Zeiten nicht mehr wie früher mit dem Gemeindeschreiber zu einem Zweier in den «Sternen», sondern er spazierte sonderbarerweise mit einem stundenlangen Umweg über seine Felder nachhause. «Ich bin nun einmal ein Mensch mit eigenem

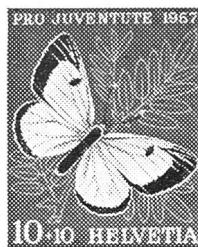
Kennen Sie unsere Heimat?



Rotes Ordensband



Stachelbeerspanner



Postillon

Diese drei neuen Pro-Juventute-Marken stellen bekannte Schmetterlinge dar. Auf zweien wurde die Bezeichnung verwechselt.

Bei welchen?

Auflösung:

Der Schmetterling auf der 10-Rappen-Marke heißt «Postillon», ke «Postillon». Der auf der 40-Rappen-Marken-Marke heißt «Rotes Ordensband», der auf der 20-Rappen-Marke «Stachelbeerspanner».

Kopf», sagte er, und er vergaß beizufügen, daß Menschen mit eigenem Kopf nicht immer ganz ungefährlich sind.

Von seinen nächtlichen Grenzgängen kam er gelegentlich mit Marcel, einem 18jährigen Elsässer Bauernsohn zurück. Dieser krausköpfige junge Mann hatte eine Zeitlang in B. als Knechtlein gearbeitet, gehörte nun aber, wie er dem Onkel mit Stolz verriet, der französischen Widerstandsbewegung an. Es ist wohl anzunehmen, daß die Grenzwächter diesem freundnachbarlichen Verkehr, der schon immer bestanden hatte, keine besondere Beachtung schenkten, auch wenn sie annehmen mußten, daß Onkel Paul den jungen Franzosen mit einigen Lebensmitteln versorgte. Erst drei Tage nach dem Kriege sollte ich erfahren – was ich mir übrigens hätte an den Fingern abzählen können – daß diese Hilfe bei der zähen bäuerlichen Geschäftsführung des Onkels nicht ganz selbstlos und ohne Gegenleistung geschehen war.

Der Krieg brandete nun bedrohlich nahe an das flache Ufer des Leimentales. In manchen Nächten hörte man die Wellen des Kampfes an den vorgelagerten Hügelzügen anschlagen.

Im Dorfe selber war man sich der Bedeutung des Augenblicks bewußt. Nach aufregenden Tagen bemächtigte sich der alten, noch im Dorfe verbliebenen Männer, eine seltsame Ruhe. Sie wurden stiller in dem Maße wie die Gefahr stieg. Sie schwatzten jetzt nicht mehr über allerlei weiträumige Weltpolitik, sondern sprachen ernsthaft nur noch davon, was im Falle einer Besetzung durch die deutschen Truppen zu unternehmen wäre. Mit einer selbstverständlichen drohenden Entschlossenheit war man bereit, jeden Fußbreit Boden zu verteidigen.

Auch eine nahende Gefahr kann ihre Vorteile haben. Sie vermag oft die eigenartigsten menschlichen Unterschiede zu überbrücken. Sogar einer der tiefgründigsten Unterschiede, nämlich derjenige zwischen den Menschen des Oberdorfes und des Unterdorfes von B., fing an sich zu verwischen. Was die Rechtsanwälte während Jahren nicht fertig gebracht hatten, geschah jetzt sozusagen über Nacht: Die boshaften Auswüchse und Anwürfe aus beiden Lagern hörten auf. Der Bach, der das Dorf trennte, trieb jetzt als ein friedliches Gewässer gelassen dahin und ließ die Forellen im Schatten der Weiden spielen. Die Bauern von B. machten die eigenartige Entdeckung, daß selbst

die Unterdörfler und die Oberdörfler Menschen waren. Eine große gemeinsame Aufgabe ließ sie die kleinen Widerwärtigkeiten vergessen und das Dorf bildete eine kleine geschlossene Welt für sich.

Nur Onkel Paul schien noch außerhalb dieser Welt zu leben.

Einmal am Abend, auf dem Heimweg von der Sennhütte, hatte er eine seltsame Begegnung mit dem alten Gemeindepräsidenten. Er habe da ganz zufällig – sagte der Präsident – läuten gehört, daß der Marcel, der junge Franzose, nächtlicherweise einige Male in B. gewesen sei.

Onkel Paul antwortete nicht.

Nun seien aber die dunklen Grenzgänge von diesem Marcel nicht ganz verborgen geblieben. Der Franzose habe sich ziemlich verdächtig gemacht. Wahrscheinlich sei das alles gar nicht so wichtig, aber vielleicht interessiere es ihn doch, davon zu erfahren.

Paul schwieg; er erkannte sofort, wie diese Sache mit Marcel zu verstehen sei. Was der Gemeindepräsident so zufällig berichtet hatte, war eine geplante, unmißverständliche Warnung. Paul wußte auch, daß ihm sein zaghaf tes und offenbar unentschlossenes Auftreten in vaterländischen Dingen im Dorfe schon seit einiger Zeit übel vermerkt wurde. Er hätte vielleicht sagen können, daß im Ernstfalle immer noch mit ihm zu rechnen sei, aber er unterließ es.

Jetzt war seine Lage plötzlich ernst. Wenn man ihn bisher als müden Sonderling wohlwollend hatte gewähren lassen, schien man zum offenen Mißtrauen überzugehen. Nicht daß man Onkel Paul als Verräter oder als Quisling bezeichnet hätte – so weit trieb man es mit der Offenheit natürlich nicht – aber man dachte es und man begann dem Onkel auszuweichen. Und Paul schwieg. Er konnte es sich auch nicht mehr leisten, mit seinen Freunden zu streiten, denn dazu war er körperlich zu schwach, aber er hatte die Methode gefunden, einfach nichts zu sagen und sich nachträglich, ganz im stillen, abzuregen. Aber hinter seinem Schweigen verbargen sich nächtelange Gedanken.

Der Frühling kam; er überschüttete mit großer Hand die sanften Hänge mit Blumen;

Foto: Max Enderli
Im Bahnhof

die Kirschen reiften; die Erntewagen fuhren durch das Dorf, das mit den Jahreszeiten langsam seinen alten Rhythmus wiederfand.

Schließlich ging auch dieser Krieg vorüber; Onkel Paul schleppte sich krank, verbraucht und fast vergessen noch zwei Tage weiter.

Zu seiner Beerdigung erschienen trotzdem alle Oberdörfler und sogar einige aus dem Unterdorf. Vor der GröÙe des Todes verzieh man ihm seine Lauheit. Dann war auch eine alte Frau da mit einem hübschen Blumenstrauß. Sie stand lange unschlüssig etwas abseits in ihrem schweren schwarzen Sonntagskleid, getraute sich nicht in die Nähe des Sarges und niemand bat sie näher zu kommen. Wir vernahmen nicht ihren Namen, denn sie nahm auch nicht am Leichenmahl teil...

Vor dem Sarg, der unter dem breiten Vordach der Scheune stand, hielt der Pfarrer eine kurze Andacht; dann trugen vier Nachbarn den Toten quer über den Dorfplatz zum nahen Friedhof.

Am Tage nach der Beerdigung, in der Stille eines verträumten bäuerlichen Sommernachmittags, stieg ich die Estrichtreppe hinauf, um mich nach dem Sattelzeug des Onkels umzusehen. Das Haus hatte zwei Estriche, den großen, der einem ländlichen Tanzboden glich, und den kleinen, der über dem ersten lag und nur durch eine steile starke Leiter zu erreichen war. Hier oben, direkt unter dem Dach, lag das unberührte Paradies der Spinnweben und Wespennester und hier hinauf war als einziger des Hauses hin und wieder Onkel Paul gestiegen. In der Holzwand, welche diesen oberen Estrich gegen den Heustock abgrenzte, waren zwei Bretter oben nur lose befestigt, die er wie einen etwas schwerfälligen Vorhang zur Seite schob, um zu seinem kleinen Versteck zu gelangen. Dieser Raum war ziemlich genau so groß, daß ihn der grüne Kachelofen in der Stube ganz ausgefüllt hätte. Ein ausgezeichneter Aufenthaltsort für Hausgespenster war es, aber Onkel Paul hatte ihn stets als eine Art Bastelraum benutzt. Da hinauf hatte er sich früher manchmal am Abend noch mit dem Geruch der Rösti und des Milchkaffees in den Kleidern, oder an Regensonntagen verzogen. Vielleicht schnitzte er hier dem Holzrechen neue Zähne, kurierte wohl auch das kranke Bein

eines Schaukelpferdes. Oder träumte er hier nur stundenlang vor sich hin?

So dachte ich, als ich die steile Leiter hinauf stieg, die lange unbenutzt und ausgetrocknet mit dem Knarren jeder Sprosse die mittägliche Stille auf eine geheimnisvolle Weise durchbrach. Schließlich erreichte ich den staubigen Boden, schob die beiden Bretter zur Seite und zwang mich durch die Öffnung in den engen Verschlag, aus dem mir die Hitze eines ganzen Sommertages entgegenschlug. Zunächst konnte ich nicht deutlich sehen, denn der Raum bezog sein dämmeriges Licht nur durch zwei Glasziegel des Daches und durch einen kleinen rechteckigen Ausschnitt aus der Außenwand gegen den Dorfplatz. An der Innenwand sah ich nun unter Spinnweben das gesuchte Sattelzeug hängen, aber es war etwas anderes, das mein Interesse sofort stark beschäftigte.

In der Mitte des erstickend heißen Raumes lag etwas Großes, Eckiges, überdeckt von einer schwarzen Wagenblache. Seit Jahren war außer dem Onkel niemand hier oben gewesen, und so hätte mir auch niemand sagen können, was unter dieser Wagenblache verborgen war.

Ich hob die schwere Blache zunächst ein wenig, wurde aber nicht klug, was darunter verborgen war. So hob ich die Decke ganz und warf sie an die gegenüber liegende Wand. Eine Staubwolke wirbelte auf und die Spinnen eilten erschreckt nach allen Seiten auseinander.

Dann aber sah ich folgendes:

In der Mitte des Verschlages stand ein schweres französisches Maschinengewehr, schußbereit mit eingezogener Gurte scharfer Munition. Daneben in Griffnähe sah ich zwei weitere Kisten mit Munition, ebenfalls bereits in Gurten abgefüllt!

Es fällt mir heute schwer, mich der Reihe nach an das zu erinnern, was ich nun tat. Jedenfalls wischte ich mir den Schweiß und das klebrige Geflecht der Spinnweben aus dem Gesicht. Dann stand ich eine Weile unentschlossen da, als ob ich auf Schritte wartete, als ob ich erwartete, jemand würde jetzt hinter mir die steile Leiter hinaufsteigen. Ich würde zuerst die breiten starken Hände, dann den rötlichen Haarschopf und dann die ganze gebückte Gestalt des Onkels sehen, als würde er eben jetzt mit Marcel von einem seiner zahlreichen Grenzgänge zurückkehren.

Ich lauschte in die Stille hinein, aber nichts regte sich. Selbst die Mäuse im Zwischenboden

Foto: H. Tott

Nonnen an der Limmat

schließen. Erst jetzt, in dieser heißen beklemmenden Stille, wurde mir plötzlich die ganze Schwere der Drohung und der Gefahr bewußt, die aus diesem engen Versteck eines müden Patrioten jahrelang über dem Platz geschwebt hatte.

Wie auf den Befehl eines unsichtbaren Korporals setzte ich mich auf die niedrige Kiste vor dem Maschinengewehr, wie es Onkel Paul wohl viele Male getan haben mußte. Mit der stummen Selbstverständlichkeit eines Soldaten zielte ich nun über Kimme und Korn, denn in der Wand gegen den Dorfplatz hin war hoch über dem Scheunentor zwischen zwei Schwalbennestern eine kleine Schießscharte herausgesägt. Mit dem rechten Auge zielte ich also und mit dem Auge wanderte der Lauf des Maschinengewehrs langsam von links her der ganzen Kirchhofmauer entlang, wanderte er quer über den ganzen Dorfplatz, den die Träger gestern mit dem Sarg des Onkels schweigsam durchschritten hatten. Beim Zielen merkte ich, wie das Schußfeld seitlich mit einem Nagel fest begrenzt war. Das Maschinengewehr beherrschte mit dieser Einstellung in Brusthöhe eines Mannes den ganzen Platz von der Kirche bis zur Ecke des Konsumvereins. 60 Meter breit war die Seitendistanz und eines Steinwurfs Weite betrug die Luftdistanz von hier zur Mitte des Platzes.

Waren es Bilder einer erregten Phantasie, war es die Wirkung sommerlicher Strahlung? Wie ich so vor dem Maschinengewehr saß, war es mir, als sähe ich auf dem tiefer gelegenen Platz eine Kompanie aufmarschieren. Eine

Kompanie der Besatzungsmacht? Ich sah den Onkel an meiner Stelle sitzen. Und in der eisernen Härte seiner Fäuste, die die Griffe umklammerten, lag die ganze aufgestaute Macht, die ungeheure Kraft lang zurückgedrängter Gefühle. So sah ich ihn dasitzen, mit ruhigem Gesicht zielen, und ich weiß, daß aus der überraschenden Geschoßgarbe seines Maschinengewehrs keiner der Feinde den tödlichen Kessel lebend verlassen hätte. So, von der grausigen Vorstellung getrieben, schwenkte ich den Lauf in beängstigender Lautlosigkeit und Langsamkeit über den Platz des Todes.

Aber es war nichts geschehen! Der Dorfplatz lag da, als ein Platz des Friedens. Die sommerliche Hitze flimmerte darüber hin; die Lindenblüten vor der nahen Kirche und das frische Heu auf den Wiesen sandten ihre schweren Dünfte aus; die Schwalben flogen auf, umspielten in großer Spirale den Kirchturm im Blau eines weiten Himmels.

Anderntags verließ ich das Haus. In der Nacht war ein Gewitter niedergegangen, und es war jetzt kühler. Von der Mitte des Platzes aus suchte ich die Schießscharte in der Scheunenwand, die zwischen den Schwalbennestern aussah wie das kleine Lächeln eines Greisen gesichtes, und wie ich das Ende des Platzes erreichte, erinnerte ich mich plötzlich der Worte, die der Pfarrer bei der Abdankungsrede gesagt hatte:

«Wir alle haben ihn gekannt, diesen stillen Mann! Gott hat ihn als ein Werkzeug der Stille und des Friedens geschaffen!»

Schweizerische Anekdote



Beim Abtrocknen ließ einer meiner Dienstkameraden in der Rekrutenschule einen Teller zu Boden fallen. Natürlich ging das Geschirr in Brüche. Der Fourier bekam Wind von diesem Mißgeschick und stellte dem Sünder bald eine Rechnung im Betrag von Fr. 2.35 zu. Empört über diesen hohen Preis sprach der Rekrut beim Fourier vor, um eine Reduktion zu verlangen. Mit dieser Forderung fand er aber kein Gehör, sondern wurde mit den Worten abgewiesen: «Was gloubet Dihr eigetlig, das sy äbe unzerbräglich!»